

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire =
Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 4 (1954)

Heft: 1

Artikel: Troxler und Varnhagen

Autor: Vischer, Eduard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-78364>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im gegebenen Fall muß man aber fragen, ob die Besonderheiten des geographischen Bildes dem tatsächlichen Zustand entsprechen oder ob sie nur die Unvollkommenheit unserer Kenntnisse und des Quellenmaterials bedeuten. Eine endgültige Beantwortung dieser Frage kann nur eine eindringende Spezialforschung bringen, ich vermute, daß dann das Kartenbild für das mittlere und ganz besonders für das südliche Frankreich sehr viel reicher und mannigfaltiger werden wird. Ein Hauptverdienst bleibt aber der Verfasserin gesichert, daß sie durch ihre ausgezeichnete Untersuchung das Problem klar herausgearbeitet und die Untersuchung in richtungweisender Art weitergeführt hat. Das Buch stellt eine hervorragende Leistung der kritischen Geschichtsforschung dar, für die wir der Verfasserin zu größtem Danke verpflichtet sind. Wer weiterhin sich mit dem Städtewesen im frühen und hohen Mittelalter befassen will, muß von diesem Werke ausgehen, kann es aber auch als festen Untergrund gebrauchen.

TROXLER UND VARNHAGEN ¹⁾

Von *Eduard Vischer*

Leicht verfallen wir der Gefahr, den Geist der Zeiten auf allzu einfache Regeln abzuziehen und uns gerade dadurch den Zugang zu ihnen zu verbauen. Für kein Jahrhundert gilt das vielleicht mehr als für das jüngstvergangene. Wie vieles, das in ein offizielles Schema nicht passen wollte, ist da einfach versunken, tiefer fast, als wenn es fernen Jahrtausenden angehörte. Manche Entdeckungen der letzten Jahre zeigen, daß wir übel beraten wären, wenn wir uns dem Glauben hingäben, bei solchem Absinken von Gestalten und Ideen habe die Geschichte immer als gerechte Richterin gewaltet.

I. P. V. Troxler (1780—1866) gehört zu diesen Gestalten, paßt er doch schwer in die herkömmlichen politischen Kategorien und sprengt er durch die Universalität seines Strebens und Wirkens als Arzt und Philosoph, als Politiker und Publizist die engeren Grenzen, die sich der Schweizer gemeinhin setzt. Wohl ist man auch auf ihn aufmerksam geworden. Die Bücher von *Iduna Belke* und *Peter Schneider* und der «Versuch» von *Hans von Greyerz*² sind Zeugnisse dafür, und auch die Ergründer der politischen Geschichte konnten

¹ Der Briefwechsel zwischen Ignaz Paul Vital Troxler und Karl August Varnhagen von Ense, 1815—1858. Veröffentlicht und eingeleitet durch Dr. Iduna Belke †. Aarau 1953, 489 S.

² IDUNA BELKE, *I. P. V. Troxler. Sein Leben und sein Denken*. Neue deutsche Forschungen, Abt. Philos. VII, Berlin 1935; PETER SCHNEIDER, *I. P. V. Troxler und das Recht. Studien zur Staats- und Rechtsphilosophie*, Heft 4, Zürich 1948; HANS VON GREYERZ, *Versuch über Troxler. Der Philosoph und der Staat der Regeneration*. Archiv des Hist. Vereins des Kantons Bern 39, Bern 1948, S. 105—123 (Festgabe für R. Feller).

nicht umhin, sich mit ihm zu beschäftigen³. Ein gewichtiger Band seiner Korrespondenz, der jüngst erschienen ist, wird das Interesse an ihm neu beleben, wird neue Fragen und Aufgaben stellen. Es ist aber lebhaft zu wünschen, daß dieser Briefband nicht nur in der Bibliothek des Fachmannes verarbeitet werde, sondern daß er bei einem weiten Kreise von Gebildeten Eingang finde. Einsicht und Bereicherung nicht nur, sondern auch wahren Genuß wird ernten, wer dieses document humain in einem raschen Zuge durchzulesen sich entschließt.

Wer *K. A. Varnhagen von Ense* (1785—1858), den Diplomaten und un-
gemein fruchtbaren Literaten in seinen Denkwürdigkeiten oder Tagebüchern einmal begegnet ist, kennt ihn als einen für vieles offenen Geist, der manche Überlieferung des 18. Jahrhunderts ins 19. weiterträgt; der Historischen Schule gehört er in keinem Betracht an, eher mag von ihm aus eine Linie zu H. v. Treitschke führen. Wie es kam, daß der tiefangelegte Troxler sich gerade Varnhagen völlig öffnete und ihm auch über das Schweigen der Demagogienjahre hinaus jahrzehntelang die Treue hielt, wiewohl er, bei manchem Verständnis für seine Anliegen, doch nie Entscheidendes für ihn tun mochte, ist nicht ohne weiteres klar.

Eine erste Gruppe von Briefen, die den halben Band füllt, stammt aus den Jahren 1815—1818. Troxler wirkte damals als Arzt in Beromünster, Varnhagen, dem er 1808 und namentlich 1815 in Wien nahegetreten war, auf diplomatischem Posten in Frankfurt und Karlsruhe. Einem ihn verzehrenden Alltag rang Troxler die Muße für philosophische Spekulation ab, von dort aus griff er in die politische Diskussion ein. Ungebrochen ist sein Liberalismus: im Kampf gegen jeglichen Aristokratismus, im Einsatz für die Freiheit, für Licht und Öffentlichkeit, kurz, für den rechten Staat, die rechte Kirche hier wie dort wußten sich die Freunde einig und tauschten ihre Ansichten und Informationen, ihre Enttäuschungen und Befriedigungen unverhohlen, höchstens etwas verklausuliert und verschleiert im Blick auf unbefugte Leser — Agenten polizeilicher Zensur — aus. «Nichts als Publizität und Geistesmacht kann uns, wie alle andern, retten», schrieb T. am 25. 4. 1816. «Geistesmacht» hatte in jeder Weise den Grund zu legen, das findet sich noch öfters ausgesprochen; Troxler suchte damals in einigen Beiträgen zu dem von ihm herausgegebenen «Schweizerischen Museum» die Ideen der Volksvertretung und der Pressefreiheit philosophisch neu zu unterbauen, Versuche, die bis in die offiziellen Sphären Berlins Beachtung fanden, andererseits aber war die «Bildung des Menschen» bei all seinem politischen Streben «eigentlich sein letzter Zweck» (S. 67). Er sah damals die Schweiz als einen Teil Deutschlands an; und er glaubte darüber hinaus mit V. an eine internationale Solidarität der liberalen Bestrebungen und stimmte diesem ausdrücklich zu, wenn er einmal meinte: «Alle Liberales (!) in der Welt sind natürliche Bundesgenossen» (S. 63). Bemerkenswert ist, wie T., der 1848 der Schweiz die nord-amerikanische Verfassung als Muster hinstellen sollte, schon 1817 glaubte, im

³ Vgl. Quellen zur aarg. Gesch. II, 2, S. 62 ff.

Kämpfe für die neuen Ideen sollte mit Amerika zusammengewirkt werden (S. 167). Troxler rang nach dem «Wort der Zeit». «Ich ringe nach Lauten», schrieb er am 7. 9. 1818 aus Beromünster, als der belebte Gedankenaustausch eben am Versiegen war, «aber der Mensch lernt nur in der Gesellschaft reden, und ich fühle, daß ich unendlich weiter wäre, lebte ich in ihr. Nur ein großes Gespräch der Völker, auch über Meere geführt, besonders mit dem ohne Hierarchie und Feudalismus sich entwickelnden Amerika der neuen Welt vorzüglich im politischen Sinn kann das Rätsel lösen». (S. 204).

Die Demagogenverfolgungen, in die auch V. verwickelt war, veranlaßten ihn zu äußerster Vorsicht. «Ein unvorsichtiges Wort», schrieb V. am 9. Januar 1823 an einen Freund in Paris (an Oelsner, Bd. III, S. 3), als die größten Gefahren sich gelegt hatten, «konnte in dieser Zeit unendliche Verdrießlichkeiten bereiten . . . Daher war das Sicherste, allen Briefwechsel abzubrechen, und durch die Tatsache mehr zu sagen, als durch Worte möglich war.» V. wurde ein vorsichtiger, zurückgezogener Mann und blieb es, um so bissiger urteilte er in den Gesprächen seines Salons oder gar in dem, was er seinen Tagebüchern, deren posthume Veröffentlichung noch der Herausgeberin zwei Gefängnisstrafen eintrug, anvertraute. Ohne brieflichen Austausch konnte er indes auf die Dauer gar nicht leben, obige Worte sind denn auch nicht ganz wörtlich zu verstehen. Bei T. aber dauerte der Unterbruch in der Tat sehr lange, erst nach 11 Jahren, 1832, ging der erste Brief wieder nach der Schweiz. Troxlers Einsamkeit in Beromünster, in der ein Brief aus der großen Welt ihm ein Labsal bedeutete, hatte zunächst einen guten Nährboden für einen derartigen Austausch geboten; die Verehrung für Rahel, die geistvolle Gattin Varnhagens, die Verklärte, wie sie T. nach ihrem Tode immer nennt, war sicher mit im Spiele gewesen. Wenn nach einem Jahrzehnt des Schweigens der Verkehr wieder aufgenommen wurde, so ebnete Akzidentelles die Wege: Empfehlungen hierhin wie dorthin, Schriftenaustausch, Autographensammelwut. Und nun führte die Erinnerung an alte Vertrautheit namentlich in den Jahren 1839 bis 1852 nochmals zu einem regen Austausch der Meinungen über den Gang der neueren Weltentwicklung und manche gemeinsame philosophische Interessen (St. Martins Mystik z. B. nahmen beide sehr ernst). Doch endete er in entschiedener Meinungsverschiedenheit, die das endliche Wiedersehen nach dreißigjähriger Trennung nur bestätigen konnte. V. war sich gleich geblieben, T. hatte sich lebendig entfaltet und war auch als Greis noch auf dem Wege. Von den Stationen dieser Entfaltung aber zeugt nun der vorliegende Briefwechsel gerade nicht. Infolge des jahrelangen Abbruches der Beziehungen fehlen die Belege für die Jahre, wo T. den «Bürgerlichen Lehrverein» zu Aarau leitete, wo er dort als Mitglied des Großen Rates auch in die aktive Politik verwickelt war und sich erstmals von der Geradlinigkeit liberaler Bestrebungen distanzieren mußte, um die «radikale» politische Haltung zwischen den Extremen zu finden, die ihn dann namentlich seit 1839 isolierte, die ihn die Entwicklung der Dinge in der Mitte der vierziger Jahre geradezu mit Schwermut erleben (Briefwechsel S. 294) und Niebuhrs

schwarzen Prophezeiungen recht geben, ihn aber nun um 1848 als Praeceptor Helvetiae auch eher zur Geltung kommen ließ, als wenn er sich weiterhin zum Sprachrohr *einer* Partei gemacht hätte.

Die Beurteilung der Phänomene der Gegenwartsgeschichte hat, wie wir bereits andeuteten, die beiden Männer schließlich auseinandergeführt. V. glaubte weiter an die gemeinsamen Fortschrittsinteressen der Völker, daran, daß der große Geschichtsgang, hinter dem er ab und zu auch noch die Vorsehung sah, notwendig über kurz oder lang realisieren müsse, was die französische Revolution unerledigt gelassen hatte, ja, daß er zu *einem* Freiheitsgebiet von der Wolga bis zum Tajo führen werde (S. 373). Varnhagens zeitkritische Urteile, so interessant und z. T. auch so gewichtig sie sein mögen, liegen in seinen Tagebüchern längst vor Augen, in unserer Korrespondenz bekommen sie neue Aktualität durch das Moment des persönlichen Austausches in Zustimmung und Ablehnung. Um 1850 sah T. die Gefahren der Zeit im Atheismus einer-, im Kommunismus andererseits, V. bezeichnete solche Ansicht der Dinge als Gespensterfurcht. Diese Auseinandersetzung gipfelt in den Briefen Nr. 121 bis 132 (1850 bis 1852). T. fand Worte tiefen Verständnisses für die Mission Napoleons III. Er sah in ihm einen «Säkularmenschen» im Sinne Goethes, ein «dämonisches Wesen, an welchem die rein moralische Kritik scheitert». «Der 2. Dezember, die Zerstörung der agonisierenden Republik, war eine Notwendigkeit, und eine zweite Notwendigkeit von heute, Übergang in Imperialismus, ist vielleicht an der Tagesordnung. Wir erfahren freilich nur durch die Geschichte, was in der Menschenwelt Notwendigkeit ist, aber wir werden darin eine über der menschlichen Freiheit stehende Leitung, eine diese Freiheit einschränkende, providentielle Fügung, welche durch innere Anlage und äußere Verumständung dem einzelnen die Mission gibt, anerkennen müssen. Es ist auch vorauszusehen, daß nur so lange, als der Mandatär seiner Mission und dem höheren Zwecke dient, ihm günstige Sterne leuchten werden. Wenn nun, wie ich mir vorstelle, Vertilgung des Communismus und Ausbildung des Sozialismus die Aufgabe der Republik im Gewande des zweiten Imperialismus ist, so wird, denke ich, es ihm leichter sein in der Rolle und im Kostüm des Imperators, als in dem des Präsidenten sie zu lösen. Das Volk und das Heer scheint es so zu meinen und zu wollen. Übrigens strömt die Republik unter dem Eisspiegel der Metamorphosen ihren nationalen Gang fort, und noch mehr als Napoleon der erste wird Napoleon der zweite genötigt sein, als Saekular-Mensch, den volkstümlichen Ideen der Zeit und den Prinzipien einer europäischen, ja welthistorischen Zukunft zu huldigen. Dies ist meine Ansicht der jetzigen Lage Frankreichs» (17. 10. 52, S. 375). Für V. dagegen ist mit dem Hinweis auf den Meineid des Schuftes Louis Napoleon alles gesagt. Aber er entzieht sich der Auseinandersetzung nicht. Indes glaubt er weder an die Gefahr («Wenn Louis Bonaparte das Verdienst haben soll, einen Drachen getötet zu haben, so muß vor allem erwiesen werden, daß ein Drache vorhanden gewesen») noch ist er auch nur von ferne bereit, einen derartigen Retter zu akzeptieren («Mir wenigstens ist

an den Gütern, die auf diese Weise, durch solche Menschen gerettet werden müssen, nicht das geringste gelegen; mögen sie zum Teufel fahren!)). Über den sachlichen Ertrag dieser Auseinandersetzung hinaus ist für unsere schweizerischen Zusammenhänge hochinteressant, daß damit Ph. A. von Segesser, der in der plebiszitären Monarchie Napoleons III. bekanntlich die Staatsform der Zukunft bewunderte, in einem luzernischen Landsmann einen Bundesgenossen bekommt. Diese Linie wird noch zu verfolgen sein.

Troxler war Arzt, Politiker und Philosoph in einem; sicher war das höchste Anliegen seines Lebens, der *povera e nuda filosofia* (daß es, in der Latinisierung des Petrarchischen Wortes, eine *paupera* gewesen sein soll, wie S. 402 annehmen läßt, geht gewiß nicht auf den wirklichen Wortlaut T. s zurück), die nach dem Tode Hegels bald niemand mehr recht ernst nahm, die Treue zu halten. Die «Blicke in das Wesen des Menschen» (Aarau 1812, Neudruck Stuttgart 1921) lagen bereits vor, als T. in Wien dem um fünf Jahre jüngeren Varnhagen begegnete. Troxler galt etwas, und wäre nicht seine alte Mutter gewesen, um deretwillen er sich in Beromünster niederließ, so wäre er Professor an der neuen Berliner Universität geworden. Auf jene erste anthropologische Arbeit waren Beiträge zur Logik und Wissenschaftslehre gefolgt; das Hauptanliegen seines Lebens blieb doch die philosophische Anthropologie. Wie kontinuierlich dieses auch Troxlers spätere Jahre durchzieht, dafür bietet der vorliegende Briefwechsel zahlreiche Zeugnisse. «Meine Anthropologie, meines Lebens Werk, wird sich durch die Lehre von der Unsterblichkeit auszeichnen; das weiß ich», schrieb er 1833 (S. 219). Er möchte einen Weg beschreiten, der «zwischen der Spekulation von Hegel und dem Empirismus, den Schelling als positive Philosophie im Gegensatze zur negativen vorschlägt, hindurch und zu einer höheren Potenz emporführt. Auf diesem Wege», so fährt T. fort, «schöpfe ich die Hoffnung, eine wahre Transzendentalphilosophie begründen und diese mit dem Geiste des christlichen Evangeliums (nicht mit dem biblischen Buchstaben oder der kirchlichen Dogmatik) in Zusammenhang und Einklang bringen zu können. Ich glaube, Claudius, Hamann und Jacobi auf diesem Wege als Vorgänger zu treffen, besonders den Magus aus dem Norden, doch alle noch teils zur rechten, teils zur linken zu viel abweichend» (1836, S. 226). Ein andermal: «Ich danke Gott, daß ich an keinen absoluten Geist im Diesseits und an kein präsenes Jenseits glauben kann; denn wer dies nicht kann, der *muß* mit dem Evangelium, was der Welt als Weisheit gilt, für Torheit, was sie als Torheit schilt, für Weisheit vor Gott halten oder aufhören, Mensch zu sein» (1839, S. 234). Oder: «Ich weiß nicht, ob ich irre; ich glaube, die in Nöten und Wehen liegende Philosophie unserer Tage besser zu verstehen, als sie sich selbst versteht, wenn ich denke, daß die sich nennende positive mit der sogenannten negativen noch in einer Ebene und Niederung liegt» (1842, S. 251). «Es dürfte also am Ende herauskommen, daß die positive Philosophie das Ziel übersprungen hätte, so wie die sogenannte negative dahinter zurückgeblieben wäre! Es dürfte sein, und wenn mich nicht alle Sterne trügen, so ist es. Ich bin ferne davon,

mich mit Schelling oder Hegel zu messen, aber eins hab ich vor ihnen zum voraus, daß mir noch kein System den Sinn verschlossen hat und meine Seele noch immer werdend und strebend ist» (S. 257). An sehr zahlreichen Stellen wird immer wieder die Hoffnung geäußert, er werde durch seine unausgesetzten einsamen Studien noch die Hauptfrage lösen. Mit «Metapsychik» umschreibt er einmal seine Richtung: «Mit meinen Studien bin ich nun ganz in Metaphysik, oder wie sie heißen sollte, Metapsychik vertieft. Hegel hat dies Geistesgebiet nicht aboridiert, und Schelling übersteigt es. Der anthropologische Standpunkt, der mir als Arzt näher liegt als einem Philosophen von Profession, leitet mich sicherer ins Binnenland der menschlichen Natur, aber setzt mich, wie ich nun vielfältig erfahren, außer Rapport mit den Schulen des Tages. Indessen gehe ich getrost meinen stillen Weg» (1843, S. 277). In der «Wüste», wie einst in Beromünster, lebte er auch in der «Einsamkeit, ja Abgeschlossenheit» von Bern. Auf fünf Uhr in der Frühe mußte er seine philosophischen Vorlesungen ansetzen, um den «Fach- und Brotstudien, welche in unserer Republikuniversität mehr als irgendwo privilegiert sind, aus dem Wege zu gehen» (1844, S. 281). Auch noch im Ruhestand in Aarau war die «philosophische Anthropologie, Psyche und Physis umfassend, von welcher aus alle übrigen philosophischen Wissenschaften beherrscht werden können», seines Strebens Hauptziel. Große Massen von Material waren gesammelt, einzelnes gestaltet. Aber für die fertigen Teile fand er seit 1835, wie er V. immer wieder klagte, ohne von ihm je eine Hilfe zu erfahren, keinen Verleger, und das fundamentale Werk blieb schließlich doch als «Riesenfragment» zurück, als er 1866 starb (v. Greyerz). Einzelnes ist in unseren Tagen ans Licht gehoben worden, vieles ruht bis heute bei seinem Nachlasse. Der Fachmann wird zu entscheiden haben, ob Troxlers philosophisches Werk nicht verdiente, gesammelt gedruckt zu werden. Für die politischen Schriften, von denen viele in abseitiger Verborgenheit ruhen, drängt sich eine Neuauflage geradezu auf, auch wenn sie mehr für Studienzwecke als für einen größeren Leserkreis Bedeutung zu gewinnen verspricht.

An Gehalt aber überragen in diesem Briefwechsel wohl alle philosophischen, zeitkritischen und politischen Äußerungen diejenigen, die bestimmten ernststen Situationen des Lebens entsprossen sind. Wie Troxler dem Schmerz über den Tod des geliebten Sohnes Ausdruck gibt, ist ergreifend und herrlich zugleich, und wohl individueller und zugleich gültiger, die Zeiten in höherem Grade noch überdauernd als alle abstrakte Erkenntnis (1818, S. 193f., vgl. S. 219).

Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, wollte die vorliegenden Briefe ihres Onkels, denen sie als Ergänzung (!) auch einige von Troxler beizugeben gedachte, schon in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts edieren. Infolge der erwähnten Schwierigkeiten, die der Verwertung des Varnhagenschen Nachlasses erwachsen, blieben sie indessen jahrzehntelang liegen. *Iduna Belke*, die im Jahre 1935 mit einem wesentlichen Buche über Troxlers Philosophie hervorgetreten war, hat sich nun endlich dieser Editions-

aufgabe, die durch die Stiftung Schnyder von Wartensee materiell ermöglicht wurde, unterzogen. Aber erst nach ihrem Tode trat die Ausgabe ans Licht, betreut von Felix Burckhardt, der indes infolge der Zeitverhältnisse die in Berlin liegenden Originale nicht mehr einsehen konnte. An manchen zweifelhaften Stellen hat er Konjekturen versucht; andere Lesefehler und leider auch zahlreiche Druckfehler entgingen der Überwachung. Und der aufmerksame Leser wird auch bemerken, daß wohl einigermaßen die Orthographie, keineswegs aber die Interpunktion den Dudenschen Regeln angepaßt ist, wie es eine Editionsbemerkung verheißt. Der Kommentar gibt viele, sehr dankenswerte Nachweise. In der Literaturbenützung ist sehr ungleich verfahren; oft fehlt jeder Hinweis; die letzte schweizerische Publikation, die dem Kommentar zu den Briefen von Varnhagen und Troxler zugute gekommen ist, stammt aus dem Jahre 1931 (!). Gewiß ist zu loben, daß die Anmerkungen einen erträglichen Umfang nicht überschreiten. Für den genießenden Leser enthalten sie auch so eher zuviel als zu wenig, für wissenschaftliche Bedürfnisse aber ist an zahlreichen Stellen entschieden zu wenig getan. Namentlich ist zu erwähnen, daß Zitate nur selten nachgewiesen sind, was doch zu den primitiveren Aufgaben einer Edition gehört. Daß eine Tacitusstelle gerade aus dem Agricola stammt, ist, zumal an jener Stelle (S. 101), nicht gleichgültig, und wenn sich V. im Zusammenhang mit «Scheinheiligkeit, Heuchelei, Albernheit und Philisterei» über Niebuhr, den er einst hochgehalten, ärgert (1839, S. 235), so wüßte man mit Recht gerne Bescheid. Die «Tagebücher» zeigen, daß er damals die eben erschienenen «Lebensnachrichten», deren Geist ihm nicht zusagte, rezensiert hatte. Wo aber erschien diese Rezension, die die Neuausgabe der Niebuhr-Briefe nicht erwähnt? Diese und nicht wenige andere derartige Fragen, die sich auf Schritt und Tritt stellen, findet man in diesem Kommentar nicht beantwortet. Zu Brief 142 stelle ich eine andere Erklärung zur Erwägung: Sollte es sich bei «Pfarrer Keller» nicht eher um den mit Troxler befreundeten Georg Victor K. (1760—1827) handeln? Bei den vorkommenden Schriften Troxlers endlich vermißt man jegliche Angaben über leicht zugängliche Neudrucke. — In einer «Einleitung» von 37 Seiten führt Iduna Belke gut an die Partner des Briefwechsels heran. Ein richtiges Verdienst hat sie sich mit der Edition der Troxlerschen Autobiographie, die er als Fünfzigjähriger begann, aber nur bis zum 20. Lebensjahre durchführte, erworben. Ganz bescheiden ist sie in die Einleitung eingegliedert, stellt aber ein Hauptstück der neuen Troxlertexte, die uns in diesem Bande in so reicher Fülle dargeboten werden, dar.